PA 37
.S4
Copy 1

PA 37
.S4
Copy 1

Werth der Sprachvergleichung

für die

classische Philologie.

Eine Antrittsvorlesung

gehalten an der Universität zu Grätz am 18. April 1864

von

Dr. Karl Schenkl,
k. k. o. ö. Professor der orientalischen Philologie.

Grätz,
Verlag der k. k. Univ.-Buchh. von Leuschner u. Lubensky.
1864

Werth der Sprachvergleichung

für die

classische Philologie.

Eine Antrittsvorlesung

gehalten an der Universität zu Gräz am 18. April 1864

von

Dr. Karl Schenkl,
k. k. o. ö. Professor der classischen Philologie.

Gräz,
Verlag der k. k. Universitäts-Buchhandlung von Leuschner u. Lubensky.
1864.

PA 37
S4

53839
'04

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn in unserem Jahrhunderte, das mit Recht auf seine geistigen Errungenschaften stolz sein kann, insbesondere die Naturwissenschaften die grossartigsten Fortschritte gemacht haben, so ist doch die andere Gruppe, welche man gewöhnlich mit dem Namen der historischen Wissenschaften zu bezeichnen pflegt, keineswegs in ihrer Entwickelung zurückgeblieben. Namentlich ist hier und zwar hart an der Mittellinie, welche die beiden grossen Gebiete des menschlichen Wissens verbindet, eine ganz neue Wissenschaft entstanden, die in vielfacher Beziehung die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten rege machen muss, nämlich die sogenannte vergleichende Sprachforschung oder, wie man sie wol richtiger nennt, die Sprachwissenschaft. Etwa vor fünfzig Jahren gepflanzt, hat sie sich rasch zu einem mächtigen Baume entwickelt und auch für andere Wissenschaften, besonders für Philosophie und Geschichtsforschung die reichsten Früchte getragen. Auch dürfen wir hier, an einer deutschen Universität, nicht übergehen, dass diese Wissenschaft ein deutsches Erzeugniss ist; denn ihre Begründer sind Franz Bopp, der noch jetzt als Greis auf diesem Gebiete unermüdet thätig ist, und Wilhelm von Humboldt, in dem wir neben dem grossen Sprachforscher auch noch den bedeutenden Aesthetiker und sinnigen Erklärer von Dichterwerken verehren.

Was die früheren Jahrhunderte für das Sprachstudium geleistet haben, zerfällt in zwei Hauptrichtungen. Die eine verfolgte wesentlich praktische Zwecke, indem sie die richtige Kenntniss der Grammatik mit Rücksicht auf eine bestimmte Sprache und deren Literatur zu vermitteln suchte. Die Grammatik galt ihr eben nur als Mittel für Kritik und Hermeneutik. Daher war denn auch ihr Bestreben auf eine genaue Erforschung der einzelnen Spracheigentümlichkeiten gerichtet, die sie dann zum Behufe der leichteren Uebersicht in grössere Gruppen zusammenfasste und sich bei deren Anordnung durch die eben bezeichneten Gesichtspunkte leiten liess. Von der historischen Entwickelung der Sprache hatte sie entweder gar kein oder nur ein geringes Verständniss. Sie legte für ihre Untersuchungen diejenige Periode zu Grunde, in welcher die Sprache ihre vollkommenste Ausbildung und zugleich die Literatur ihren Höhepunkt erreicht hatte, und betrachtete dieselbe bei der Aufstellung der grammatischen Regeln als Norm, während sie die Spracherscheinungen der früheren Zeiten als Ausnahme fasste und zur Erklärung derselben mit Vorliebe die *licentia poetica* verwendete. Die andere Richtung, welche besonders in diesem Jahrhunderte eifrig gepflegt wurde, ist ihrem Wesen nach philosophische Speculation. Sie stellte sich die Aufgabe, auf Grundlage der allgemeinen Denkgesetze eine Reihe von Kategorien festzustellen, welche für alle Sprachen den gemeinsamen Boden bilden sollten. Demgemäss construierte sie zuerst eine Sprache philosophisch und regelte nach den so gewonnenen Ergebnissen die historisch gewordenen Sprachen. Weil aber doch die Forscher dieser Richtung für ihre Abstractionen eine positive Grundlage haben mussten, so pflegten sie dabei eine bestimmte Sprache und namentlich ihre Muttersprache zu berücksichtigen. Es liegt auf der Hand, dass diese Methode

nothwendig zu bedeutenden Irrtümern führen musste. Denn einmal ist die Logik des Volkes, wie sie sich in den einzelnen Sprachen offenbart, gar häufig nicht die Logik der Gelehrten; sodann ist es sehr fraglich, ob das, was für die eine Sprache passt, auch auf die andere Anwendung finden könne, ob sich namentlich ältere und ursprüngliche Sprachen mit jüngeren und abgeleiteten aus demselben Gesichtspunkte betrachten lassen. Ganz anders gestaltet sich freilich die Sache, wenn für solche Abstractionen eine ausreichende Grundlage durch die sorgfältigsten und einen weiten Sprachenkreis umfassenden Untersuchungen geschaffen ist. Dann kann die philosophische Sprachwissenschaft allerdings die bedeutendsten Resultate liefern, wie dies die Werke von Humboldt, Pott, Steinthal u. A. zur Genüge zeigen. Doch bei einer so mangelhaften Grundlage und einer so verkehrten Methode, wie sie sich bei den Forschungen auf diesem Gebiete gewöhnlich offenbarten, können die Ergebnisse nur als Nebelgebilde erscheinen, die zwar für den Augenblick zu täuschen vermögen, aber mit dem Fortschreiten der Wissenschaft nothwendig in ihr Nichts zurücksinken müssen. Wenn nun aber diese Schule trotz ihrer unzureichenden Mittel sich sogar an das höchste Problem, an die Frage über den Ursprung der Sprache wagte, so mussten natürlich die Mängel ihrer Methode noch auffallender hervortreten.

Von ganz anderen Grundsätzen geht die vergleichende Sprachforschung aus. Sie erforscht zuerst den grammatischen Bau der einzelnen Sprachen und fasst dann dieselben nach den verwandtschaftlichen Beziehungen, die sich dabei offenbaren, in grössere Gruppen zusammen. Wir sehen nun, dass Sprachen, die man sonst als völlig verschieden von einander betrachtete, von einer gemeinsamen Wurzel ausgehen, und können so ihre Bildung und allmäliche Ent-

wickelung verfolgen, wodurch sich ein früher nicht geahntes Verständniss des Volksgeistes und der Literatur erschliesst. Die Sprache erscheint uns nun nicht mehr, wie es nach der früheren Behandlungsweise der Fall sein musste, als ein Aggregat von Regeln und Ausnahmen, sondern als ein wunderbarer organischer Bau, den wir in allen seinen Lebensfunctionen beobachten und begreifen können. Dadurch dass wir nachzuweisen vermögen, welche Sprachen aus einer gemeinschaftlichen Quelle hervorgegangen sind, und welche Völkerstämme in der Urzeit ein Ganzes gebildet haben, fällt auf die älteste Geschichte ein reiches Licht, und Zeiträume, von denen wir sonst auch nicht eine Kunde hatten, treten mit ihren Culturzuständen, ihren Sitten, Gebräuchen, religiösen Anschauungen uns deutlich entgegen. Freilich an die Wiege des Menschengeschlechts selbst können wir mit unserer Forschung nicht reichen; aber auch hier kann die Speculation, nachdem ihr durch die Sprachwissenschaft ein sicherer Boden geschaffen worden ist, wenigstens einiges Licht gewinnen und so der Lösung jener grossen Frage um ein ziemliches näher treten, als es früher geschehen ist.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen gehe ich nun zur Erörterung dessen über, was ich als das eigentliche Ziel meines Vortrages betrachte, nämlich das Verhältniss der vergleichenden Sprachforschung zur classischen Philologie in kurzer Darstellung zu beleuchten und nachzuweisen, welche Förderung diese jenem neu entsprossenen Studium zu verdanken hat. Fassen wir nun zuerst die classischen Sprachen selbst in's Auge, so ist es klar, dass wir erst in der neuesten Zeit die Bildung und Entwicklung derselben richtig begreifen können. Wir sehen nun klar, wie sich die griechische Sprache von dem grossen indo-germanischen Stamme ablöste und ihr eigenes selbständiges Leben be-

gann. In der allmälichen Entwickelung treten dann zwei Mundarten, die dorische und ionische, hervor, während die gesammten anderen Dialekte, die man unter dem Namen der äolischen Mundart zusammenfasst, mehr auf dem ursprünglichen Boden stehen blieben. Nun ergibt sich leicht, warum gerade die äolische Mundart der lateinischen Sprache so nahe steht. Diese Thatsache erkannte man schon im Altertume, suchte sie aber verkehrter Weise dadurch zu erklären, dass man die äolische Mundart als die Mutter der lateinischen Sprache betrachtete, eine Ansicht, die leider auch noch heut zu Tage ihre Vertreter hat. Eben so leicht begreift man, warum der dorische Dialekt der lateinischen Sprache näher steht als der ionische, weil sich nämlich die dorische Mundart in ihrer Altertümlichkeit erhielt und nicht im Entferntesten die reiche Entwickelung der ionischen Mundart theilte, in der sich hauptsächlich das geistige Leben der Hellenen und ihre Literatur entfaltete. Eben so klar liegt die Urgeschichte der lateinischen Sprache vor uns, nachdem die pelasgischen Hypothesen und die Träumereien von der Vermischung eines griechischen und eines demselben fremdartigen Elements, die man in der lateinischen Sprache erkennen wollte, gründlich beseitigt sind. Man weiss nun, dass, wie die Italer und Gräken nach ihrer Scheidung von dem grossen indo-germanischen Stamme lange Zeit gemeinschaftlich lebten, so auch ihre Sprachen in der nächsten Verbindung standen. Als nun auch sie von einander schieden und das italische Volk die apenninische Halbinsel besetzte, da erstreckte sich von Norden bis Süden eine ununterbrochene Kette von Mundarten, die sich im Süden mehr ursprünglich erhielten und daher dem Griechischen näher standen, während sie im Norden degenerierten und theilweise eine fremdartige Färbung annahmen. Diese Degeneration erfolgte wol hauptsächlich

durch den zerstörenden Einfluss der stammfremden etruskischen Sprache; es kann aber hier auch die Berührung mit dem verwandten Keltischen, das in seiner Entwickelung sich bald von der ursprünglichen Grundlage entfernte, eine nicht unbedeutende Einwirkung ausgeübt haben. Auch die lateinische Sprache hatte, bevor sie eine Literatur entwickelte, vielfache Entstellungen zu leiden und erst die Einwirkung der griechischen Sprache und Literatur, unter der sie sich als Schriftsprache gestaltete, vermochte dieser Entartung Einhalt zu thun und vieles wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen. Ich will hier nur auf die Abschleifung der Nominalformen, und namentlich des Nominativ- und Accusativsuffixes im Singular hinweisen, die in dem älteren Latein bereits verschwunden waren und erst in Folge des regen Verkehres mit Griechenland in der Sprache der Gebildeten wieder hervortraten.

Durch diese Erkenntniss ist nun der Weg bezeichnet, den wir bei der wissenschaftlichen Forschung in den beiden classischen Sprachen einschlagen müssen. Wir gehen nämlich überall von den ältesten Quellen aus. Homer, die ältesten Literaturwerke des äolischen und dorischen Dialektes und einige alte Inschriften, die den genannten Mundarten angehören, bilden die Basis für unsere Untersuchungen auf dem Gebiete der griechischen Sprache. Insbesondere sind die homerischen Gedichte eine ungemein reiche Quelle, die trotz der vielseitigsten Forschungen noch immer Neues zu Tage fördert. Für die lateinische Sprache liefern uns die ältesten Inschriften und Literaturwerke ein wenn auch minder reiches, doch immerhin sehr wichtiges Material; auch sind hier die Denkmäler der übrigen italischen Dialekte, namentlich des oskisch-sabellischen und umbrischen von grosser Bedeutung. Wer die Arbeiten von Ritschl, Th. Mommsen, Aufrecht, Kirchhoff, Corssen u. A. auf diesen

Gebieten auch nur oberflächlich kennen gelernt hat, der wird gewiss zugeben, dass uns durch diese Forschungen erst das Wesen der lateinischen Sprache erschlossen worden ist. Man ersieht demnach aus dem Gesagten, dass ohne die sprachvergleichende Wissenschaft überhaupt keine richtige Methode und daher auch kein wahrer Fortschritt in der classischen Philologie möglich ist. Wer immer auf diesem Gebiete thätig sein will, der muss sich wenigstens die Resultate dieser Forschungen aneignen.

Fragen wir nun weiter, welche Förderungen durch dieses Studium in der Laut- und Formenlehre der beiden Sprachen erzielt worden sind, so müssen wir es vor Allem als Gewinn betrachten, dass die Namen Diäresis, Tmesis, paragogische Form und dergleichen andere mechanischen Aushilfen, von welchen man mit unserem Altmeister sagen kann: „wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein", aus den Grammatiken und Commentaren allmälich verschwinden. Welche Verkehrtheit lag darinnen, dass man πάις gegenüber von παῖς als distrahierte Form betrachtete, während es doch viel näher lag, wie dies auch die durch die Sprachvergleichung bestätigte Form πάϝις erweist, παῖς als Contraction von πάις aufzufassen. Nicht minder ungereimt war die Annahme der sogenannten Tmesis, wornach in der homerischen Sprache eine Loslösung der Präpositionen von den zusammengesetzten Verben stattgefunden haben soll, da es doch vielmehr der Natur der Sache entspricht, dass Adverbia zur näheren Bestimmung von Verben erst selbständig hinzugefügt und dann später unzertrennlich mit ihnen verbunden wurden. Ja es konnte hier schon ein Blick auf die deutsche Sprache das Richtige lehren. Also hat auch hier erst die Sprachvergleichung eine gesunde Methode begründet und die Fehler der früheren Zeit, wo man irrtümlich von der entwickelten Sprache

ausgieng, gründlich beseitigt. Es wird für unseren Zweck genügen, wenn wir nun auch mit einigen Beispielen andeuten, welche positive Förderungen für die Laut- und Formenlehre auf diesem Wege erzielt worden sind. Was die Lautlehre im Griechischen anbetrifft, so ist vor Allem der Zetalaut geeignet als ein schlagendes Beispiel zu dienen. Diesen Laut erkannte man schon längst als Doppellaut, sah aber darin, weil man bloss die Aussprache in Betracht zog, die Verbindung einer dentalen Media mit einem Zischlaute. Die Sprachvergleichung hat nun nachgewiesen, dass ζ aus der Verschmelzung eines dentalen oder auch eines gutturalen Lautes mit folgendem Jod und seltener aus blossem Jod durch Entartung desselben hervorgegangen ist, so dass wir z. B. ein κομίζω auf κομιδjω, ein κράζω auf κραγjω, ein ζυγόν auf *jυγόν* (vgl. lat. *iugum*) zurückführen müssen. Was weiterhin den sogenannten *spiritus asper* anbetrifft, so hatte man wol schon längst erkannt, dass dieser Hauch ein Rest eines ursprünglichen σ oder ϝ sei; aber dass er ebenso aus einem Jod hervorgehen könne, wusste man nicht, weil man von dem Vorhandensein eines solchen Consonanten in der griechischen Sprache keine Ahnung hatte. In Beziehung auf die Formenlehre darf ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf das Verbum im Griechischen hinleiten. Was sich früher dem Auge nur als eine Masse von Einzelnheiten darbot, deren Zusammenhang man nicht zu begreifen vermochte, das erscheint nun im Lichte der Sprachvergleichung als ein schöner Organismus, in welchem wir die einzelnen Stadien der Entwickelung genau unterscheiden können. Wir sehen zuerst die Periode, wo neben dem aus dem reinen Stamme gebildeten Präsens bloss ein Präteritum vorhanden war, neben φύγωμι ein ἔφυγον. Es folgt die zweite Periode, wo die Verstärkungen des Stammes eintreten und daher ein doppeltes Präteritum

möglich wird, wo also statt *φύγωμι* ein *φεύγωμι* und neben *ἔφυγον* ein *ἔφευγον* gebraucht wurde. Zugleich bildet sich durch Reduplication eine Intensivform, aus der sich dann das Perfectum entwickelt: *πέφευγα*. Die dritte Periode ist diejenige, wo bei der weiteren Entwicklung die Zusammensetzung mit Hilfsverben ein Bedürfniss wird und so Formen, wie *λύσω*, *ἔλυσα*, *ἐλύθην* und dgl. entstehen. Um noch ein paar Beispiele aus der lateinischen Laut- und Formenlehre anzuführen, wollen wir auf den c-Laut verweisen, über dessen Aussprache, die sich bekanntlich mit der Weiterbildung der Sprache änderte, man ohne Hilfe der Sprachvergleichung niemals klar geworden wäre, oder auf Adverbialbildungen, wie *facile,* die man auf den ersten Blick als Neutra zu fassen geneigt ist, die aber, wie das *facilumed* im S. C. de Bacanalibus zeigt, ursprünglich Ablative waren. Man vergleiche noch das oskische *amprufid* = *inprobe,* wornach wir auch in den Adverbien von Adjectiven der zweiten Declination solche Ablativformen zu erkennen haben.

Doch nicht bloss auf die Formenlehre, sondern auch auf die Syntax hat die sprachvergleichende Forschung einen ungemein fördernden Einfluss ausgeübt, wiewol bisher weder die Syntax des Sanskrit, noch die der Zendsprache einigermassen ausreichend behandelt ist und daher diesen Studien noch ein sehr weites Feld offen steht. So z. B. erklärt uns das Sanskrit den Accusativ des Zieles und der Richtung, wie er im homerischen *οὐρανὸν ἵκει* und dem lateinischen *Romam proficisci* vorkommt, indem wir in dieser Sprache jenen Accusativ noch immer ohne alle Präpositionen finden, woraus wir den sicheren Beweis entnehmen, dass die Präpositionen ursprünglich nur zur näheren Bezeichnung der Richtung hinzugetreten sind und erst spät die Kraft der Rection erhalten haben. Im Sanskrit finden

wir die verschiedenen Formen der Augmentpräterita, wie *átudam* und *ádikṣam*, noch ohne Unterschied der Bedeutung gebraucht, und dieser Umstand gibt uns Aufschluss über den gleichen Gebrauch des Imperfectum und des Aoristes bei Homer, ohne dass wir nöthig haben mit verschiedenen Gelehrten abstruse Theorien zur Erklärung dieser Erscheinung zu ersinnen. Wie belehrend ist es für die sogenannten Supina, wie *statum, statu,* die gewöhnliche Form des Infinitives im Sanskrit *sthấtum* und die vedische Form *sthấtôs* mit ihrer Construction zu vergleichen; welchen Aufschluss für das richtige Verständniss des Infinitives gewährt die Zusammenstellung des vedischen *gí-ṣé* mit *λῦ-σαι* und *es-se, da-re* (statt *da-se*), worin wir ursprüngliche Dativformen zu erkennen haben.

Was die Etymologie anbetrifft, so ist es eigentlich nicht nothwendig hier besonders anzudeuten, welche grossartige Förderung sie durch das sprachvergleichende Studium erlangt hat. Man braucht nur das hochbedeutende Werk von Georg Curtius „Grundzüge der griechischen Etymologie“ einiger Durchsicht zu unterziehen, um sich zu überzeugen, welcher Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und den früheren Ansichten obwaltet. Um aber doch ein Beispiel anzuführen, mögen hier zwei Wörter, das homerische *ἀμολγός* und das lateinische *belua* besprochen werden, die, soviel mir bekannt ist, noch keine entsprechende Deutung gefunden haben. Das erstere, an welchem man sich so oft und ohne Erfolg versucht hat, ist in der Verbindung *νυκτὸς ἀμολγῷ*, wie wir aus der Glosse des Hesychios *ἀμολγὸν νύκτα· Εὐριπίδης Ἀλκμήνῃ τὴν ζοφερὰν καὶ σκοτεινήν* ersehen, das substantivierte Neutrum eines Adjectivs. Wenn wir nun mit *ἀμολγός* das gleichbedeutende *ἀμαυρός* (d. i. *ἀμαϝρός*) vergleichen, so sieht man leicht, dass ersteres aus letzterem durch den Uebergang des

ϝ in γ und den Wechsel der Liquida, womit auch die Verdumpfung des α in o zusammenhängt, ganz gut hervorgehen konnte. Und da wir ἀμαρϝός als eine negative Bildung aus der Wurzel μαρ fassen und somit durch „glanzlos" erklären können, so wäre dieses Räthsel der Etymologie ganz einfach gelöst. Was das lateinische *bêlua* anbetrifft, so bezeichnet es jedes Ungethüm, besonders ein Seeungeheuer und einen Elephanten. Und damit stimmt das griechische φάλαινα, das besonders in der Bedeutung „Walfisch" erscheint und als *bâlaena* in die lateinische Sprache aufgenommen worden ist, ferner altnordisch und angelsächsisch *hvalr*, althochdeutsch *walira*. Als Wurzel betrachte ich das sanskritische *hval „vacillare, titubare"* mit Rücksicht auf die plumpen, schwankenden Bewegungen dieser Thiere.

Es gab eine Zeit, wo man die Accente in der griechischen Sprache als eine Erfindung der alexandrinischen Grammatiker betrachten wollte, und man findet wol auch noch heut zu Tage in einer Grammatik die Ansicht ausgesprochen, dass jene Gelehrten wenigstens manches auf diesem Gebiete erdichtet und erkünstelt haben. Und doch sind alle derartigen Ansichten ganz unbegründet. Denn nachdem durch Boehtlingk und andere Gelehrte die Lehre von dem Accente in der Sanskritsprache eingehend behandelt worden ist, hat Bopp in seinem „vergleichenden Accentuationssystem des Sanskrit und Griechischen" nachgewiesen, dass für die beiden Sprachen der Hauptsache nach dieselben Gesetze der Betonung gelten. Daraus ergibt sich nun zur Genüge, dass diese Gesetze in die Urzeit zurückgehen und mit der Entwickelung des ganzen Sprachorganismus untrennbar zusammenhängen. Um die genaue Uebereinstimmung der Accente in beiden Sprachen zu beweisen, wird es genügen auf die gleiche Betonung der Zahlwörter,

wie *saptá* neben ἑπτά, *aś'tâú* neben ὀκτώ, *dáśa* neben δέκα hinzudeuten; oder man möge die Vocative *pítar, dúhitar* mit πάτερ, θύγατερ, die Casusformen *nâ'vam, nâvás, nâví, nâvâ'm* mit νᾶα (urspr. νᾶϝαμ), νᾱός, νᾶΐ (urspr. νᾱϝός, νᾱϝί), νᾱῶν (urspr. νᾱϝῶν) vergleichen. Auch scheinbare Ausnahmen erweisen sich bei näherer Einsicht als vollkommen begründet; so ist z. B. die Betonung des Genetivs παίδων, da er ja aus παϝίδων entstanden ist, ganz der Regel gemäss. Durch diese Beobachtungen sind wir denn nun in den Stand gesetzt, das Verhältniss der indischen, griechischen und lateinischen Sprache zu einander auf dem Gebiete der Accentuation näher zu bestimmen. Wir sehen, dass die Sanskritsprache hier am meisten ursprünglich ist und die grösste Beweglichkeit und Lebendigkeit offenbart; die griechische Sprache steht ihr am nächsten, wird aber bereits durch feste Gesetze gebunden, namentlich dadurch, dass die Betonung auf die drei letzten Wortsylben beschränkt ist; in der lateinischen Sprache schwindet die Beweglichkeit immer mehr, indem hier noch die Barytonierung der Endsylbe und die Betonung der vorletzten Sylbe, falls sie lang ist, hinzutreten.

Auch die Metrik hat durch diese Forschungen ungemein viel gewonnen, was man besonders an den homerischen Gedichten leicht ersehen kann. Früher nahm man an, dass der Hexameter in diesen Gesängen mit grosser Freiheit behandelt sei, namentlich was die Verlängerung von Sylben in und auch ausser der Arsis betreffe. Die neueren Untersuchungen haben aber dargethan, dass sehr viele dieser Fälle sich ganz natürlich erklären; es wurden nämlich manche Laute, wie Jod oder Digamma, bei der Aufzeichnung der homerischen Gesänge nicht mehr geschrieben, während sie bei dem mündlichen Vortrage in den früheren Zeiten ihren vollen Klang hatten und mit an-

deren Lauten verbunden Positionslänge bildeten. Und so werden denn bei fortgesetzten Forschungen noch manche derartige Fälle, die uns jetzt befremden, eine ganz einfache Erklärung finden. Wir wollen hier noch darauf hinweisen, dass ohne die Anregung und Anleitung der sprachvergleichenden Studien es völlig unmöglich gewesen wäre, in der Behandlung der älteren lateinischen Metrik diejenigen Resultate zu erzielen, wie sie in den neueren Arbeiten auf diesem Gebiete hervorgetreten sind.

Wir haben bisher nur die Sprachkenntnisse und die Förderung derselben durch die Sprachvergleichung betrachtet; es ist aber durch diese Forschungen auch ein tieferes Verständniss der betreffenden Literaturen angebahnt worden, wie man sich leicht an den homerischen Gesängen und den ältesten Denkmälern der römischen Literatur veranschaulichen kann. Was Homer anbetrifft, so wollen wir hier nicht die Vergleichung mit dem Mahabharata oder dem Nibelungenliede hervorheben, obwol dadurch allerdings erst eine richtige Einsicht in das Wesen der Volkspoesie erzielt worden ist, sondern wollen vielmehr diesen Umstand in's Auge fassen. Früher galt die Sprache der homerischen Gesänge als das Product eines künstlerisch schaffenden Geistes, der dieselbe nach seinem Ermessen entwickelt und ausgebildet habe; jetzt sehen wir in ihr ein treues Abbild der Volkssprache in einem bestimmten Entwickelungsstadium und das älteste Denkmal der hellenischen Sprache, das uns erhalten ist. Wir sehen in ihr die Sprache noch vielfach in der Bildung begriffen; der Bau des Verbum ist erst im Werden, der Artikel tritt erst allmälich aus dem Demonstrativpronomen hervor; die Syntax liegt in ihren Anfängen, wie man dies deutlich an dem relativen Satze sehen kann, der sich erst aus dem demonstrativen herausbildet. Eben so wenig wäre ohne die Sprachvergleichung ein richtiges

Verständniss und eine entsprechende Würdigung der ältesten Denkmäler in der römischen Literatur, wie der Rituallieder der Salier und Arvalbrüder oder der verschiedenen *tituli* möglich gewesen. Denn erst jetzt, nachdem uns die übrigen italischen Dialekte erschlossen sind, vermögen wir diese ehrwürdigen Reste gehörig zu würdigen; jetzt erst erkennen wir in ihnen die selbständigen, durch keine fremde Einwirkung beeinflussten Regungen des römischen Volksgeistes und ahnen, welche Entwickelung und Richtung die römische Literatur genommen hätte, wenn sie nicht ganz und gar dem Einflusse Griechenlands anheimgefallen wäre.

In gleicher Weise, wie die Literatur, ist auch die älteste Geschichte der beiden Völker durch die Sprachvergleichung in ein helles Licht getreten. Wir wissen nun, dass die Inder, Eranier, Gräken, Italer, Kelten, Slawen, Litauer, Germanen einmal éin Volk bildeten und eine gemeinsame Ursprache hatten. Wir wissen, dass die asiatische Abtheilung dieses grossen Völkerstammes sich, was ihre Sprache anbetrifft, am meisten auf der altertümlichen Grundlage erhalten hat, während die Völker der anderen Gruppe, je weiter sie westlich zogen, desto mehr sich von derselben entfernten. Unter dieser Gruppe stehen aber wieder die Italer, Kelten und ganz besonders die Gräken der asiatischen Abtheilung näher, indem sie weit mehr als die Slawen und Germanen das Alte in ihrer Sprache bewahrt haben. Somit ergibt sich, dass diese Stämme mit den Indern und Eraniern oder, wie man sie auch mit éinem Namen nennt, mit den Ariern eine längere Zeit als die Slawen und Germanen in Verbindung geblieben sind oder mit anderen Worten, dass die Slawen und Germanen früher als die Gräken, Italer, Kelten die Wanderung nach dem Westen antraten.

Dieses indo-germanische Urvolk befand sich nun, wie

uns die Sprachvergleichung lehrt, auf einer nicht geringen Stufe der Civilisation. Es war ein Ackerbau treibendes Volk, wie dies die Uebereinstimmung der Wörter für das Pflügen und das Getreide in den verschiedenen Sprachen zeigt. So entsprechen sich, um nur einige Beispiele anzuführen, griech. ἀροῦν, lat. *arare*, goth. *arjan*, slaw. *orati*, lit. *arti* „ackern", griech. ἀμᾶν und ahd. *majan* „mähen"; das griech. ξειά (eig. ξειά) „Gerste, Spelt" finden wir in dem Ssk. u. lit. *javas*, und ebenso griech. πυρός „Weizen" in Ssk. *pura*, slaw. *pyro*, lett. *pùrji* wieder. Ferner ergibt sich, dass dieses Volk schon lange Zeit Thiere gezähmt und seinem Hausstande beigesellt hatte. Dafür spricht die Uebereinstimmung von lat. *pecus* (Herdenvieh) mit Ssk. u. zend. *pas'us*, goth. *faihu*, altpreuss. *pèku;* und ebenso bezeichnend ist das Ssk. *avis* (Schaf, eig. das zugethane Thier), das mit griech. οἶς (eig. ὄϝις), lat. *ovis*, lit. *avis*, slaw. *ovica*, ahd. *auwi* (vgl. goth. *avistr* „Schafstall") übereinstimmt. Dieses Urvolk kannte bereits den Gebrauch des Eisens, wie dies aus der Vergleichung von Ssk. *ajas* mit lat. *aes*, goth. *ais* hervorgeht. Es hatte bereits seine festen Wohnsitze, war also schon über das Nomadenleben hinausgetreten; dies beweist die Entsprechung von lat. *vicus*, griech. οἶκος (ϝοῖκος), Ssk. *vês'as*, zend. *vis'*, slaw. *visi*, goth. *veihs*, ferner von griech. δόμος, δῶμα mit Ssk. *dam*, *damas*, lat. *domus*, slaw. *domu*, von griech. ἄστυ mit Ssk. *vâstu*, ahd. *wist* (vgl. goth. *visan* „weilen"), welche Wörter auf die Wurzel *vas* „wohnen" zurückzuführen sind. Dagegen scheinen mir, um dies beiläufig zu bemerken, griech. ἑστία, lat. *vesta* „Feuerstelle, Herd", welche man von derselben Wurzel ableitet, vielmehr von *vas, us (us')* „leuchten, brennen" herzustammen. Weiterhin hatte man in jener Urzeit, wie dies aus der Uebereinstimmung der Zahlwörter in allen betreffenden Sprachen erhellt, eine bestimmte Zählmethode, bei der

hauptsächlich die Zahlenverhältnisse, die sich an den Gliedern der Hände und Füsse finden, massgebend waren. Man kannte den Mond als Zeitmesser und berechnete darnach den Umkreis des Jahres, wie wir denn auch bei diesen Völkern in der alten Zeit die Zählung nach Nächten und nicht nach Tagen im Gebrauche finden. Daher heisst der Mond im Ssk. *mas* (d. i. Messer) von der Wurzel *ma* (vgl. *mâmi* „ich messe", *mâtram* „Mass", griech. *μέτρον*), womit man griech. *μήνη*, goth. *mena*, lit. *menesis*, slaw. *mêsęcĭ* und die Namen für „Monat" Ssk. *mâsas*, griech. *μήν* und *μείς*, lat. *mensis*, goth. *menoths* vergleichen möge. Als ihren Gott verehrten diese Völkerstämme den stralenden Himmel, von dem Licht und Wärme, die beiden Hauptfactoren des Lebens, kommen. Daher führt die Gottheit im Sanskrit den Namen *dêvas* (von der Wurzel *div* „glänzen", vgl. *djâus*, Himmel, Himmelsgott und *sura* „Gott" von *sur* „stralen"), welchem Worte griech. *Ζεύς* (eig. *Δjεύς*), lat. *deus*, *divus*, *Diovis*, altn. *tivar*, ahd. *Zio*, lit. *devas* entsprechen. Das ist der Allvater, der mit gelassener Hand segnende Blitze über die Erde streut, der *Ζεὺς πατήρ* oder, wie ihn die Italer nannten, *Juppiter*. Ihm zum Preise werden schon in jener Zeit heilige Lieder erschollen sein, wie man dies wol aus der Uebereinstimmung von Ssk. *vandê (celebro)* mit griech. *ἀείδω* schliessen kann.

Schon aus dem Gesagten wird begreiflich, dass die classische Mythologie nur durch die Anwendung der vergleichenden Methode eine sichere und feste Grundlage zu erhalten vermag. Der mythologische Forscher wird vor Allem dahin streben müssen, dass die Urreligion des indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen festgestellt werde. Daher müssen die einzelnen Mythologien sorgfältig durchforscht und die gemeinsamen Züge fleissig gesammelt werden; hauptsächlich aber muss sich das Studium

den *Vèdas*, den heiligen Ritualbüchern der Inder, zuwenden, weil in ihnen die ältesten religiösen Anschauungen vielfach in wunderbarer Reinheit erhalten sind. Was Schelling einstens ausgesprochen hatte, dass nur eine Vergleichung der religiösen Anschauungen aller Völker einen ausreichenden Grund für die mythologische Forschung schaffen könne, das ist in der neuesten Zeit unter richtiger Beschränkung auf den indo-germanischen Volksstamm von Max Müller, Pott, Kuhn, Benfey, Weber u. A. mit dem glänzendsten Erfolge begonnen worden. Und wenn auch das Gebiet für den Forscher sich in das Unermessliche zu erstrecken scheint, so ist es doch schon ein grosser Gewinn, wenigstens den richtigen Weg zum Ziele gefunden zu haben. Niemand, der eine wahre Einsicht besitzt, kann sich dieser Richtung verschliessen. Und so wie Ritschl, obwol er sich bei seinem Alter nicht mehr unter die Forscher einreihen will, dennoch die Resultate und die Methode dieser Richtung bei seinen grammatischen Arbeiten berücksichtigt, so hat auch Welcker in seine grossartige griechische Götterlehre eine ganze Reihe von Ergebnissen der vergleichenden Mythologie aufgenommen. Wenn wir nun das Gesagte noch durch einige Beispiele belegen wollen, so müssen wir vor Allem hervorheben, dass eine Reihe von Götternamen, die früher entweder gar nicht gedeutet werden konnten oder falsch gedeutet wurden, ihre richtige Erklärung gefunden haben, wodurch zugleich auch die Wesenheit der betreffenden Göttergestalten in ein neues Licht getreten ist. So leitete man *Ἐρῑνύς* gewöhnlich von *ἔρις* her, obwol dies weder der Bildung noch der Bedeutung nach gerechtfertigt erscheint. Dagegen hat Kuhn nachgewiesen, dass das Wort dem Ssk. *Saranjus* lautlich vollkommen entspricht und dass das, was von dieser Gottheit in den *Vêdas* berichtet wird, mit der arkadischen Sage von der Demeter Erinys auf-

fallend übereinstimmt. Den Namen *Πήγασος* wollte man auf *πηγή* zurückführen und diese verkehrte Etymologie hat auf die Entwickelung dieser Figur einen grossen Einfluss ausgeübt; es ist aber kein Zweifel, dass ihm die Wurzel *pak* oder *pag* (vgl. griech. *πήγνυμι*, lat. *pango*) zu Grunde liegt. Darnach ist Pegasos eigentlich die „dichtgeballte" Wetterwolke und wir verstehen nun, wie Hesiodos in der Theogonie v. 286 von ihm sagen konnte, dass er im Hause des Zeus wohne und demselben Blitz und Donner trage, und wie er und *Χρυσάωρ* „Goldschwert" d. i. der zuckende Blitz als Kinder des Poseidon und der Medusa genannt werden. Wir verweisen weiter auf die Prometheussage, die in der neueren Zeit besonders mit Beziehung auf die grossartige Dichtung des Aeschylos so vielfach behandelt worden ist. Dadurch dass wir nun die Sagen anderer Völker und namentlich der Inder von der Herabkunft des Feuers vergleichen können, sind wir im Stande, den zu Grunde liegenden gemeinsamen Kern aufzufinden und so zu bestimmen, in welcher Weise sich derselbe bei den Griechen entwickelt hat. Auch hier treffen wir eine verkehrte Etymologie, indem man den Namen *Προμηθεύς* mit *μῆδος*, *μῆτις*, *μαθεῖν* in Verbindung brachte, womit er, mag man ihn nun durch *pramanthas* oder *pramathjus* erklären, offenbar nichts zu thun hat; und dies gab denn weiterhin Veranlassung, den Prometheus „Vorbedacht" als Propheten aufzufassen und ihm den Epimetheus „Nachbedacht" beizufügen. Schliesslich wollen wir noch einen Blick auf den *Ἑρμείας* werfen, den Kuhn mit dem indischen *Saramêjas* verglichen hat. Die Wurzel desselben ist *sar*, welche in *sarâmi*, *sisarmi* „ich fliesse", *saram* oder *saras* „Wasser", *sarit* „Fluss" erscheint. Daher ergibt sich für Hermes als ursprüngliche Bedeutung die einer Himmelsgottheit, besonders mit Rücksicht auf das befruchtende Nass des Himmels,

Thau und Regen. Weil aber der Regen bei bewölktem Himmel eintritt, so ist Hermes eine Gottheit des Nebels; und da der Thau mit dem Eintritt des Abends und ganz besonders am Morgen fällt, so bezeichnet er auch die Abend- und Morgendämmerung. Aus diesen Grundzügen lassen sich nun ohne Mühe alle weiteren Eigenschaften, welche diesem Götterwesen beigelegt sind, herleiten.

So wird es denn der fortgesetzten Forschung gelingen, in den verschiedenen Mythologien immer mehr den gemeinsamen Kern zu entdecken und so die Urreligion des indogermanischen Volksstammes in allgemeinen Zügen herzustellen. Dann wird es auch möglich sein mit Bestimmtheit anzugeben, was der Entwickelung eines jeden einzelnen Volksstammes angehört, was er von aussen angenommen oder entlehnt hat. Man sieht, dass sich hier ein ungeheures Feld für die Forschung eröffnet und man noch lange Jahre zu thun haben wird, um eine vollständige Reform der mythologischen Wissenschaft durchzuführen. Aber die richtige Methode ist bereits geschaffen und kein Verständiger wird mehr den Träumereien von der Herkunft der griechischen Mythologie aus dem Wunderlande Aegyptens oder aus Assyrien beipflichten, womit wir freilich nicht leugnen wollen, dass die Hellenen gar Manches von jenen Völkern angenommen haben. Wie sehr übrigens bei Forschungen dieser Art die grösste Vorsicht nöthig ist, mag folgendes Beispiel lehren. Bei den Indern erscheint ein Liebesgott *(kâmas)*, der in der ganz gleichen Weise wie der griechische Eros mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist. Man könnte nun auf den ersten Blick meinen, dass diese Figur aus der Urzeit herrührt; aber da in den Vêdas noch keine Spur davon zu finden ist und dieser Kâmas erst in Dichtungen um das erste Jahrhundert vor Christus erscheint, so ergibt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass diese Figur erst

zu jener Zeit, wo die Griechen mit den Indern in Berührung traten, in die indische Mythologie gekommen und somit von den Griechen entlehnt ist. So haben ja auch die Inder um dieselbe Zeit den Thierkreis von den Hellenen entlehnt und das griechische Drama hat auf die Entwicklung des indischen Schauspieles, von welchem vor der Berührung mit den Griechen nur sehr schwache Anfänge wahrnehmbar sind, einen bedeutenden Einfluss ausgeübt.

Doch diese Forschungen dürfen sich nicht etwa bloss auf das, was man eigentlich Mythologie zu nennen pflegt, beschränken, sondern es müssen auch alle Märchen, Sprüche, Sitten und Gebräuche u. dgl. in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, wenn sich uns das ganze Leben des indogermanischen Stammes und sein ältester Culturzustand erschliessen soll. Es ist das unsterbliche Verdienst Jacob Grimm's, dem ja auch die sprachvergleichende Forschung überhaupt so viel verdankt, diesen Punkt besonders betont und mit Rücksicht auf den germanischen Stamm durchgeführt zu haben, wodurch dann auch die Forschungen bei anderen Volksstämmen angeregt wurden und ganz ungeahnte Resultate lieferten. Wie musste man staunen, als man erfuhr, dass die Kindermärchen, die man in der Jugend mit solchem Entzücken gehört hatte und die daher immerdar eine liebe Erinnerung geblieben waren, dass diese Märchen bei allen Völkern des indo-germanischen Stammes in derselben Gestalt fast ohne alle Abweichung vorkommen, ohne dass wir dabei nur im Entferntesten an eine Mittheilung oder Entlehnung denken können. So finden wir z. B. das Märchen vom kleinen Däumling mit allen seinen Einzelnheiten in der Hermessage wieder. Das Märchen vom Schlauraffenlande, wo Milch und Honig · fliesst und die Berge von Kuchen sind, wurde ebenso in Hellas wie bei uns den lauschenden Kindern erzählt. Die Gespenster-

märchen der Griechen stimmen ganz mit unseren derartigen Sagen überein. Noch singen alle Kinder, wenn Wolken die Sonne verdunkeln, in den verschiedensten Gegenden von Europa das Lied: „Komm' liebe Sonne für"!, wie es die Knaben zu Athen sangen. Die Spiele der Kinder haben sich seit Jahrtausenden nicht geändert. Der Brauch von dem Austreiben des Winters und dem Einführen des Frühlings findet sich in verschiedenen Formen, aber der Hauptsache nach ganz entsprechend bei allen Völkern dieses Stammes wieder. Nichts ist bei diesen Forschungen unbedeutend; alles hat seine Geltung und gewinnt im Zusammenhange mit Anderem öfters eine grosse Bedeutung. Und was man in früherer Zeit mit vornehmer Geringschätzung als kindischen Tand übergangen hatte, das ist jetzt für den Forscher eine Kostbarkeit von seltenem Werthe. Wir sehen daraus, dass durch die vergleichende Sprachforschung auch die Grundlage für eine umfassende Culturgeschichte geschaffen worden ist, durch welche die griechische und römische Culturgeschichte erst ihre richtige Stellung und Auffassung erhalten können.

Es ist vor etwa drei Jahrzehenden, und zwar von Vertretern der classischen Philologie, die Ansicht ausgesprochen worden, dass diese Wissenschaft ihrem Höhepunkte nahe stehe, also als Wissenschaft so ziemlich vollendet sei. War schon dieser Ausspruch überhaupt unberechtigt, so muss er es noch mehr gegenwärtig erscheinen, wo sich durch die vergleichende Sprachforschung gleichsam ein neues, frisches Leben in diese Wissenschaft ergossen hat. Ueberall auf dem Gebiete der Grammatik, wie der realen Altertumswissenschaften eröffnen sich neue, fruchtbare Gesichtspunkte, überall regt sich eine lebendige Forschung, die uns das Altertum in ganz anderer Weise näher führt, als es bisher der Fall war. Und auch für den Unterricht an

Gymnasien ist dieses Streben nicht ohne Erfolg geblieben. Welche Vereinfachung und leichtere Uebersichtlichkeit haben nicht die Grammatiken durch diese Methode gewonnen, wie sehr ist die Interpretation mancher Schriftsteller, z. B. des Homer, gefördert worden.

An dieser Regeneration des philologischen Studium müssen sich daher alle diejenigen, welche als Forscher oder Lehrer auf diesem Gebiete thätig sein wollen, mit allem Eifer betheiligen. Und damit habe ich Ihnen, hochgeehrte Herren, auch die Aufgabe bezeichnet, die ich mir für meine Wirksamkeit an der hiesigen Hochschule gesetzt habe, nämlich die Förderungen, welche die classische Philologie der vergleichenden Sprachforschung zu verdanken hat, im Unterrichte zur Geltung zu bringen und zu weiteren Forschungen lebendig anzuregen. Möge es meinen bescheidenen Kräften gelingen, diese Aufgabe einigermassen zu lösen und dem sprachvergleichenden Studium an dieser ehrwürdigen Universität, an die mich das Vertrauen der hohen Regierung gemäss dem Vorschlage meiner hochgeehrten Herren Collegen berufen hat und der ich nun mit wahrer Freude angehöre, eine bleibende Stätte zu begründen. Mögen auch Sie, hochgeehrte Herren, die Sie mir an dem heutigen Tage die Ehre Ihrer Anwesenheit schenkten, mich in meinem Wirken freundlichst unterstützen, auf dass mit vereinten Kräften das, was wir erstreben, erreicht werde.

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 243 227 A

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 243 227 A